

Samstag

34. Jahrgang. • Nr. 50

Beilage zum „Vorwärts“ Berliner Volksblatt

Berlin, 16. Dezember 1917

Es kommt dein Tag, Prolet!

Von Max Barthel.

Was schafft dir deinen Schmerz, Prolet? —
— Daß du dich ganz, mit Leib und Leben,
dem Werk, der Arbeit, hingegibst,
die du mit deiner Seele nährst! —
— und daß nichts von dir darin aufersteht:
Das schafft dir deinen Schmerz, Prolet!

Daß Brücke, Haus und Garu und Tuch
dein Blut trank und der Seele Schmerzen,
das prangt nun hell im Licht von tausend Aeryen! —
— Und daß man stolz daran vorübergeht:
Das ist dein und der Menschheit Fluch, Prolet!

Und daß die Herrscher unster Welt
nach Macht und Gold aus unster Schaffen haßen,
kräftigst aus unster Blut;
wir wissen: Haus und Brod sind gut.
Doch hat der Lohn, das blanke Geld,
noch nicht den Fluch davon gewaschen.

So red dich an? Sei stark und groß, Prolet!
Und schau: in Brücken, Häusern und Maschinen,
da kreist dein Blut, der Welt zu dienen.
Du hälst in deinen harten Händen
das Weltgeheim: dich selbst, zu spenden. —
— Wenn einst die Welt dich und dein Tun versteht,
bist du erlöst. Es kommt dein Tag, Prolet!

Heinrich Herzog.

Groß-Berliner Siedlungspolitik.

Von Hugo Heimann.

Auf keinem Gebiet der gemeindlichen Tätigkeit tritt die Unhaltbarkeit der in Groß-Berlin bestehenden Zustände krasser hervor als auf dem der Siedlungspolitik. Hat die Wichtigkeit einer nach modernen Gesichtspunkten orientierten Siedlungspolitik schon immer im umgekehrten Verhältnis zu den tatsächlichen Leistungen der Gemeinden gestanden, so werden sich diese Verhältnisse nach Friedensschluß noch verschärfen.

Erst in neuerer Zeit haben einige Kommunen der Wohnungsfürsorge überhaupt Beachtung und Pflege gewidmet, trotzdem die sozialdemokratischen Gemeindevertreter seit Jahrzehnten nicht müde geworden sind, die Verwaltungen an ihre Pflichten bezüglich dieses so wichtigen Zweiges der gemeindlichen Betätigung zu mahnen. Soll der Wohnungsnot, dem akuten Wohnungsmangel wie dem chronischen Wohnungselend, ernstlich zu Leibe gegangen werden, so ist das nicht anders als durch Eingriffe in die bisherigen Privatrechte der Grundbesitzer möglich. Diese Grundbesitzerinteressen sind aber auf Grund des bestehenden Wahlrechts

in allen Gemeinden übermächtig, wie selbst Eugen Richter in einer seiner bekannnten Reden zugeben mußte, und diese an sich schon so mächtigen Interessen ziehen in Groß-Berlin stets noch neue Nahrung aus der kommunalpolitischen Zerrissenheit unseres großen Gemeinwesens.

Eine Siedlungspolitik, die aufräumen will mit dem gesundheitschädlichen System der vier- und fünfstöckigen Mietskasernen, eine Siedlungspolitik, die die Kriegsbeschädigten und unsere heimkehrenden Krieger nicht zwingt, den Rest ihres Lebens in licht- und luftlosen Duergebäuden und Hinterhäusern zu verbringen, sondern die weiträumige Bebauung mit guten Verkehrsverbindungen vorsieht, wird in Groß-Berlin stets über das Gebiet einer Gemeinde hinausgreifen und daher für sie allein undurchführbar sein. Wären die Gemeinden zu einheitlicher Verwaltung auf diesem Gebiet zusammengeschlossen, so ist es klar, daß viele Reibungen und Widerstände fortfallen würden, die die einzelne Gemeinde wegen ihrer räumlichen Ungültigkeit und begrenzten Zuständigkeit an einer guten Siedlungspolitik hindern.

Durchgreifend helfen kann aber, wie die Verhältnisse in Groß-Berlin liegen, nur der Staat. Zu solchem Eingreifen wäre der Staat gerade bei und doppelt und dreifach verpflichtet, weil die traurigen Wohnungsverhältnisse hier in erster Reihe durch seine Schuld herbeigeführt sind. Am 24. Juni 1887 oktroyierte die kgl. Regierung zu Potsdam mit einem Federstrich das System der fünfstöckigen Mietskasernen auf alle, selbst die entlegensten Vororte, also auf ein Gebiet, das bis dahin zu einem großen Teil noch landwirtschaftlich genutzt wurde und in dem noch nicht eine Mietskaserne gestanden hatte. Mit dieser oktroyierten Bauordnung gab die Regierung den direkten Anstoß zu jener wilden Bodenpekulation, die einer kleinen Minderheit von Grundbesitzern ungeheuerliche Gewinne in den Schoß warf, der Masse der Bevölkerung aber unübersehbaren, nicht wieder gutzumachenden Schaden brachte. Binnen wenigen Jahren änderten sich nämlich auf Grund dieser Bauordnungen die Bodenverhältnisse in dem Riesengelände so von Grund aus, daß eine durchgreifende Revision der Bebauungspläne und Herunterziehung des Geländes ohne schwere Erschütterung zahlreicher privatrechtlicher Vermögensinteressen nicht mehr durchführbar erschien.

Von den 8,2 Millionen Einwohnern Groß-Berlins leben heute schon 90 Proz. im Hochbau; nach den vorliegenden Bebauungsplänen können noch weitere 5-6 Millionen Menschen in der Steinwüste des Hochbaues angesiedelt werden. Das sind fürchterliche Zahlen, die den Anlaß bieten müßten, mit dem System der Mietskasernen zu brechen, soweit dies noch irgend möglich ist, und gesunde, preiswerte Kleinhaus-Siedlungen mit guten Verkehrsbedingungen nach dem Stadtkern zu schaffen.

In sich ist die Mietskaserne dem Ein- oder Zweifamilienhaus bezüglich der Billigkeit der Miete nicht überlegen. Von hervorragenden Sachmännern wird mit allem Nachdruck die Auffassung vertreten, daß die Baukosten wie die Miete für ein Quadratmeter Netto-Wohnfläche, vom Bodenpreis abgesehen, in der

Mietskaserne nicht billiger zu stehen kommen als im Kleinhaus. Nur der Bodenpreis muß in der Kleinhauskolonie natürlich weit niedriger sein als im Rahmen der Mietskaserne. Der Fiskus besitzt nun in der Umgebung Groß-Berlins zirka 1500 Hektar Forstflächen, die für die Anlage von Kleinhaus-Siedlungen in Betracht kommen und seinen höheren Nutzungswert als 7-10 Pf. für das Quadratmeter haben dürften. Der Staat als Arbeitgeber des Landes ist also imstande, in ausreichender Weise preiswerten Grund und Boden für gesunde Kleinwohnungen bereit zu stellen.

Wie kommt nun der Staat dieser seiner Pflicht nach? Die preussischen Minister der öffentlichen Arbeiten und des Innern erkennen in dem Runderlaß vom 6. Oktober d. J. an, daß nach dem Kriege in allen Großstädten mit einer Kleinwohnungsnot zu rechnen sein wird. Diese wird nicht nur für die unmittelbar davon Betroffenen, sondern wegen der allgemeinen Nebelstände und der großen Mietsteigerung, die sie im Gefolge haben wird, für die gesamte unbenutzte Bevölkerung eine Katastrophe werden. Zur Bekämpfung der Gefahr erteilen die Minister den Gemeinden Ratschläge und scharfen dabei selbst davon nicht zurück, die Freigabe der glücklicherweise Dach- und Kellerwohnungen anzugehen! Das preussische Landwirtschaftsministerium aber schwingt sich noch nicht einmal zu Taten auf, die nichts kosten. Das Landwirtschaftsministerium, das über die Forstflächen verfügt und bei seinem Welterwerb an den Verband sich bekenntlich die schönsten Partien zu vornehmen Villenkolonien zurückbehalten hat, schließt grundfänglich nur da auf, wo ihm hohe Grundstückspreise sicher sind. Zu diesem Behuf stellt es seine Bebauungspläne lediglich nach plutokratischen Gesichtspunkten unter Hintanhaltung jeden sozialen Gedankens so auf, daß nur reichen Leuten der Zutritt in diese Kolonien ermöglicht ist. Bekämpfung der drohenden Kleinwohnungsnot, menschenwürdige Unterbringung unserer heimkehrenden, an das Leben im freien gewohnten Krieger sind Aufgaben, die im Landwirtschaftsministerium anscheinend nichts gelten. Für Kriegsgeminnler stehen elegante Kolonien, für die Masse Mietskasernen eventuell Dach- und Kellerwohnungen bereit!

Als vor mehr als zwei Jahren von einem unserer Vertreter in der Verbandsversammlung diese Verhältnisse zur Sprache gebracht wurden, nahm die Versammlung einstimmig den sozialdemokratischen Antrag an, „den Verbandsauschuß zu ersuchen, bei der Staatsregierung darauf hinzuwirken, daß bei der Aufstellung von Bebauungsplänen für staatliche Ländereien in Groß-Berlin auf die Bedürfnisse von Kleinhaus-Siedlungen für die minder- und unbenutzte Bevölkerung ausreichend Bedacht genommen werde“. Nach Jahresfrist berichtete der Verbandsauschuß, daß er nichts zu berichten habe. Die Verbandsversammlung ersuchte darauf, wieder einstimmig, den Verbandsauschuß, „die Verhandlungen mit erhöhtem Nachdruck fortzusetzen und binnen 6 Monaten erneut Bericht zu erstatten“. Die 6 Monate sind längst verstrichen. Zu berichten aber ist außer einigen unverbindlichen und allgemeinen Nebenarten wiederum nichts! Die Bureaukraten des Forstbüros scheinen die Langmut der Verbandsversammlung und der Bevölkerung für unerschöpflich zu halten!

Das Opfer.

Von Camille Demanrioz.

Er sah am offenen Fenster, so schwach schon, und aus den Augen strahlte ihm ein seltsamer Glanz, wie der Abglanz dieses still und langsam sich herabsenkenden Abends, mit seinen leichten goldfarbenen herbstlichen Tönen; oder war es ein geheimnisvolles Leuchten, das nicht von außen kam? Ein leiser Windzug fuhr durch das Laub der Bäume, die auf dem Platz vor dem Hause standen, trieb den schluchzenden Silbertrahl des Wasserrades rascher empor und dann zurück in das rote Granitbänke. Ein schweigender Häuserkomplex in einem abgelegenen Viertel. In der Ferne das Rärmen der Stadt, wie ein großartiges Gemitter.

Er ahnte, daß jemand nahe; ein feines magnetisches Anzeichen berief es ihn. Aus den mit dicken Teppichen belegten Räumen war kein Laut herübergedrungen, und dennoch fühlte er, daß ein nahender Schritt sie gezeitigt hatte. Er wandte den Kopf und sah seine Frau im weißwollenen Morgenmantel, in jugendlicher Frische und Schönheit.

„Ich wachte, daß Du es bist!“ sagte er. Und er strahlte ihr die Hände entgegen, und er zog sie an sich mit unendlicher Zärtlichkeit und er sah, wie aus ihren durch den abendlichen Glanz verklärten Zügen eine wundervolle Glückseligkeit leuchtete.

„Du bist ganz in Weiß... Du bist weiß wie die Freude, wie die Hoffnung, wie Deine Seele selber... Ich liebe diese Atmosphäre des Glückes, die um mich ist.“

Mit einem matten Lächeln blickte er sie an; das Leben hatte alles an ihm gezehrt, die Seele ihm getrunken, und in seinem erschöpften Blick war nur noch das letzte Aufblitzen des erloschenen Lichtes, das dort draußen die sterbende Schönheit mit mattem Schimmer grüßte, wie eine letzte Verlobung des scheidenden Sommers.

„Wie unworchtig Du bist!“ sprach sie. „Schon beginnen die Abendnebel aufzusteigen und Du sitzt da am offenen Fenster.“

Er nickte müde und auf die Lippen trat ihm das große still-erbundene Wort der Kranken, die des Kampfes müde sind: „Was tun?“ Ein wenig früher, ein wenig später, da es ja doch sein muß.“

Die alte wehmütige Zärtlichkeit malte in ihr auf; und sie berührte seine Stirn mit ihren weichen Lippen, die einst so feurig küssen konnten.

„Sage das nicht... Du weißt, wie ich leide.“

„Berzähle mir... ich weiß, daß Du leidest, viel mehr noch als ich selber. Alles um mich her scheint mir so leicht... es gibt

Augenblicke, da sich alles Wirkliche vor meinen Augen verwischt, einer leichten Wolke gleich, die rasch vorüberzieht... Und sage mir —“

Ein kurzer Augenblick voll namenloser Angst; er wagte sie nicht anzusehen. Alles Licht entwich aus seinen Augen, die plötzlich wie in Nacht gelaucht erschienen, gleich als nahe sich der große Schatten. Er fragte sie, ob ihr Freund, der allzeit treue brüderliche Freund, noch nicht gekommen sei.

„Über nein, wie kommst Du darauf?“ (Sie war sehr ruhig jetzt, lächelte sogar und dennoch wollte es ihm scheinen, als durchdränge ihre Stimme ein leichtes Zittern.) „Du weißt doch, daß es noch nicht seine Zeit ist.“

Er wollte sprechen; seine Lippen regten sich, allein kein Laut entschlüpfte ihnen; sie fühlte, wie seine Hände, die in den ihren ruhten, zu Eis erstarrten. Ein schwer lastendes Schweigen, wie eine Ewigkeit; und dann schlug er die Augen auf, deren Blick wie in bitterem Weh erstarrt erschien; und voll unseliger Verzweiflung schaute er sie an.

„Du liebst ihn sehr, nicht wahr? Das möchte ich wissen... und dennoch quält mich der Gedanke, daß noch mir —“

Und wieder ersah er das Wort auf den Lippen, ein Schalten des Todes schien sich über ihn zu breiten; es war ein Augenblick voll verhaltenen Schmerzes, der der ewigen Finsternis den Weg bahnte; und mehr noch horchte er auf sein Inneres, als auf das leise Wort, das zuge flüsterte, das ihn zur Abwehr diente und seiner todesbangenen Seele lauter bewußt ward. Mit Behmut erfüllte es ihn, daß er zu viel hatte wissen wollen, und hoffte doch noch steh, daß ihm dies Herz treu sein würde bis über den Tod hinaus; und den Blick schlen er in weite Fernen zu richten, durch keine Zeit gehemmt. Sie hörte auf zu sprechen; wie ein frostiger Schauer durchzog gänzlich Verlassenheit seine Seele, gleich, als sei sie nicht mehr da. Und er rief sie, wie von jenseits des Grabes — mit der Stimme eines Schiffbrüchigen, mit einem Köcheln: „Liesse...“

Sie legte die fieberheiße Rechte ihm aufs Haupt, und so nahe war sie ihm, daß sie Beide für einen Augenblick nur eines Herzens Schloßen spürten. Warum wollte es in ihm auf bei der Berührung dieses schönen jungen Körpers; und er sagte ihre Hände und er sagte ihr, mit dem Lächeln der Genesenden, nach schweren Krisen, in denen alles schon verloren schien: „Es ist besser so.“

Sie wachte nicht, ob er ihr von ihrem Schweigen sprach oder von etwas anderem, an das sie alle Beide still gedacht.

Er galt ihm fast wie ein Jugendfreund; lange Zeit hatten

se sich aus den Augen verloren; dann ein plötzliches Wiedersehen, Hände, die sich einander entgegenstreckten, ein Austausch freundlicher Erinnerungen. Er hatte dort ein Heim gefunden; wie ein Bruder ward er aufgenommen. Und er hatte die junge Frau lieb gewonnen und fühlte sich nach einem so schweren Enttäuschungen trüben Leben in diesem trauten Familienkreise doppelt wohl.

Und langsam, je mehr das Leben ihm an Lebenswärme geizte, begann den Kranken Gatten die borge Ahnung zu quälen, ob in diesen beiden Menschen, die seinem Herzen so nahe standen, nicht ein anderes Gefühl als das der Freundschaft erwachte. Und dennoch hatte er niemals an ihnen gezweifelt; er glaubte an die Reinheit ihrer Seelen trotz der in ihnen schlummernden Neigung, die sie mit der Bekamut des Unerreichbaren erfüllte.

Sie und wieder klagen ihre Stimmen gedämpft, fast wie ein matter Hauch nur durch die Dämmerung, und farblos matt erschienen auch ihre Züge in dem langsam erstarbenden Tageslicht. Er wachte, daß sie bekümmert seien und am feinsten Willen litten. Sein Leben neigte sich stels mehr dem Ende zu, er sah sich selber wie ein Schatten neben jenen, die wie des Lebens Ebenbild ihm oft erschienen und die dennoch, voller Mitleid, wie Schwestern um ihn leiteten. Und weil er sie so göttlich liebte, litt er zweiseitig; so schwer hätte nicht eigenes Leben auf ihm lasten können. Jede bittere Regung ward erstickt; in seiner Seele ward es weit und hell, wie wenn der Sonne doppelt heftiges Leuchten dem sommerlichen Tag die Scheidestunde kündete. Seine Empfindsamkeit war aufs höchste gesteigert; sein Leben und das ihre schienen ihm eins, so schicksalsschwer verknüpft sein todgeweihtes Dasein und der Anderen Sein, das einst vielleicht zu neuer Miete sich erschloß. Und Gebilde, kaum greifbar noch, wie Schotten, schwebten vorüber. Es quälte ihn, daß er sie wartend lieb, daß er sie an dem köstlichen Wort ihrer Sehnsucht schmecken sah, wie dürstende Wanderer, denen die heiß ersehnte Quelle in unerreichbar weiter Ferne winkt. Es gab Augenblicke, da er sich des höchsten Opfers fähig fühlte, da er freudigen Herzens dem Tode so nahe war, daß ihnen die erlösende Bestrahlung winkte. Und dann wieder überkam ihn menschliches Verzagen; das junge Weib, das er zu früh verlassen mußte, die herbe Sehnsucht, für kurze Zeit nur noch die Wohlthat ihrer gärtlichen Sorgfalt zu empfinden, noch nicht eine langsam verlassende Erinnerung, noch mehr der Schatten seiner selbst zu sein.

Ein leiser Schritt noch auf dem dunklen Abstieg... Und er kammerte sich an das Gesehen, er gräßt die Kugel ins Gemäuer, von der überwältigenden Schönheit des Lebens sah geteilt... Und doch gehörte er nicht mehr dem Leben an; und während ihrer Weider Blick sich von ihm wandte, fühlte er, wie langsam er dem

Erziehung zur Arbeit.

Im Laufe des letzten Jahrzehnts sind die Stimmen immer zahlreicher und lauter geworden, die Protest erheben gegen die Verhältnisse, die heute für Schule und Unterricht maßgebend sind und die verlangen, daß Ziel und Methode mehr den Bedingungen angepaßt werden, wie sie sich aus der Natur des Kindes und dem besonderen Charakter unserer Zeit ergeben. Im Gegensatz zu der bisher bestehenden „Lernschule“ fordert man immer lauter die allgemeine Einführung der „Arbeitschule“. Dem Beispiele anderer Länder, zum Beispiel dem Schweden, folgend, hat man auch in Deutschland seit geraumer Zeit an privaten und öffentlichen Schulen den Grundsatz, durch Arbeit zur Arbeit zu erziehen, praktisch erprobt. Männer wie Georg Kerschensteiner und Pöhl haben durch ihre Schriften den Gedanken des Arbeitsunterrichtes über den Kreis der Schulmänner in die Interessensphäre der Allgemeinheit getragen, und wenn heute Schulfragen so öffentlichen Angelegenheiten zu werden beginnen, so danken wir es zu einem guten Teil der Ueberzeugungswärme, mit der diese Männer die Notwendigkeit einer vollkommenen Erneuerung der Schule an Haupt und Gliedern darzustellen gewußt haben. Der Krieg mit seinen Folgen wird diese Entwicklung beschleunigen.

Was die Arbeitschule von der Lernschule im Prinzip unterscheidet, ist der ihr zugrunde liegende Gedanke, daß es nicht auf die Menge der erworbenen Wissensmaterie und Fertigkeiten ankommt, sondern auf die vielseitige und harmonische Schulung der Kräfte, die den Menschen befähigen, Wissen und Können selbstständig zu erwerben. Es ist nicht so sehr wichtig, daß man in der Schule etwas lernt, sondern über aller erlernbaren Schulfächer steht, daß man in der Schule lernt, wie man lernt! Kein Mensch kann wissen, an welchem Platz ihn das Leben einmal stellen wird, und ob nicht einmal später das mißliche von dem, was er sich in der Schule mühsam angeeignet hat, als unnützer Ballast sein Dasein belastet. Aber wenn die Schule dem Menschen die Kenntnis seiner Kräfte vermittelt, wenn sie ihm zeigt, wie man sie entwickelt, um später ihrer in jeder Lage sicher sein zu können, dann gibt sie ihm das, was das einzig Wichtigste ist: **Lebensfähigkeit!**

Die Leistung, die das Leben von uns allen fordert, ist Arbeit. Arbeit bedeutet zweckentsprechende Anwendung all unserer Kräfte, der physischen, psychischen und moralischen. Es wird sehr oft übersehen, daß jede Arbeit auch eine Leistung an moralischer Kraft enthält. Der praktische Zwang, einen freiwillig übernommenen Auftrag bis zum Ende hinein sorgfältig auszuführen, bedeutet eine Willensleistung und auf die Dauer eine Willensbildung, an deren Resultaten man erst erkennen kann, wie sehr gerade auf diesem Gebiet die Lernschule hinter der zu fordernden Mindestleistung zurückbleibt.

Als ein junges Geschlecht von Pädagogen — jung in ihrer Auffassung vom Zweck und Wesen der Schule —, als den Ausdruck ihres Strebens das Wort „Arbeitschule“ fanden, sprachen sie damit die Ueberzeugung aus, daß man zum Leben nur durch Lebensnähe und Lebensfülle, zur Arbeit nur durch Arbeit erziehen könne. Und sie zogen aus ihrer Forderung in fast revolutionärer Weise die Konsequenzen, stützten altfahriges Götzen, wie Lehr- und Stundenplan, Stoffverteilung und Disziplin, und wandelten zum Entsetzen aller Nachkommen die Klassenzimmer zu Schreinerwerkstätten und Popplagen um. Denn sie hatten erkannt, daß man beim Kinde mit jener Arbeit beginnen müsse, die jahrbüchlerlang alle Kultur geschaffen hat, und an der der Mensch sich selbst erst zum Menschen erziehen kann: mit der Handarbeit.

Die Erziehung durch Handarbeit bildet nach uns noch hin das bestimmende Merkmal der neuen Schule. Oberflächlichen Kritikern, auch solchen aus Hochkreisen, erscheint sie als ihre einzige Besonderheit. Dem genaugenauer muß immer wieder betont werden, daß der Wert des „Arbeitsprinzips“ in der Schule gerade darin besteht, daß es dem Kinde die einzige Gelegenheit gibt, auch geistiges Eigentum selbstständig zu erwerben. Jeder Lehrer weiß, wie außerordentlich nahe die Gefahr liegt, daß abstraktes Wissen beim Kinde eine unverständliche Phantasie bleibt, und die Lehrer an den Hochschulen sind sich einsig in der Frage über das mangelnde Vorstellungsvermögen der in der Lernschule ausgebildeten Studenten. Tausende von Begriffen werden durch die Arbeit der Hand vermittelt, nach der alten Erkenntnis, daß nichts im Geiste sei, was nicht vorher in den Sinnen gewesen. Wir wissen längst, Geist und Körper bilden eine Arbeitsgemeinschaft, die nach den Regeln moderner — d. h. der Natur abgeleiteter — Arbeitsleistung funktioniert. Einseitige Bevorzugung eines Teiles solcher Gemeinschaft wird stets das Arbeitsresultat in Wissenschaft und Kunst, das Recht auf der einen Seite ergibt stets ein Bemühen auf der andern.

Der Gedanke der „Arbeitschule“ ist ein historisch erworbenes Denkergebnis, so denn die Pädagogen aller Zeiten mitgearbeitet haben. Die „harmonische Ausbildung“ aller menschlichen Kräfte

*) Erziehung zur Arbeit. Von Dr. Edward Lehmann, ordentlichem Professor an der Universität Gießen, B. G. Teubner, Leipzig, in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“.

Zeitlichen erlischt, todesmatt und aller Kräfte bar, die Grenze leugend. Ihm war es, als trieben sie ihn vorwärts, und voller Wangen wählte er, daß Weide seinen Tod erlöseten. Den Vorwurf, daß ihre Liebe härter sei als die Entfaltung, hätte er ihnen gern eripaten mögen.

Monate waren vergangen und an einem Abend, den die Schauer des erwachenden Tages durchschien, sah er wiederum an seinem Fenster. Im Garten spielende Kinder, an den Büumen sprossendes Grün, allüberall ein seltsames Zukunftsverheißung. Und es naht sich ihm ein leichter Schritt, er spürt einen leisen Hauch, und vor ihm steht sein junges Weib mit dem mutigen Herzen, mit Händen, weich wie Wallam, nur daß ihr Antlitz bleicher ist und nicht wie einst in Lebenslust strahlend. Und leise schreiet Einer hinter ihr, mit roten Bügen, die Lippen streng und unbeweglich, und er erkennt den gebildigen Gefährten, für den sein Sterben Glück bedeutet.

So wie man ein lange Zeit verschlossenes Gemach betritt, um die Vorhänge dem Licht zu öffnen, oder sie nach wechem Scheiden zu schließen, traten sie näher. Sie lächelten ihm zu, müde, mit dem Aufwand ihrer letzten Kräfte. „Sie sind stark geblieben!“ dachte er. Seine Freude war unfähig; und alle drei vorharten einen Augenblick in Schweigen während dieser lieblichen und heiligen Stunde. Er fühlte, wie sie mit dem Licht entschwand, mit dem Schalten, der dem Echo der Erde fast entstieg. Alsbald würde sie in der duftigen Sogigkeit vergehen. Und ihm war es, als habe er etwas zu sagen, nun, da ihre Herzen so eng vereint, etwas Qualvolles und dennoch Wunderbares, wenn solche Stunde nicht zum zweiten Male blühen würde. Seine Lippen regten sich, ihm war es, als müßte sein Opfer seines Lebens Ende sein. Kaum daß er in dem jähen Flug der Nacht ihre Büge gewahrte; des Wortes ganze Helle schien sein Antlitz zu verklären. Er sah ihre brüder Hände und zog sie zu sich hin.

Und wie in einem kalten Hauch lang es von seinen Lippen: „Mein Freund, Deiner Liebe vertraue ich sie an, und Du, mein Lieb, sei Du ihm das, was Du selbst mir gewesen. Ich scheide zu Frieden, weiß ich doch, daß ich Euch Beide glücklich mache.“

Dann nur noch ein leises Murmeln: „Es ist besser so.“

Es schien, als gipelte die Stunde, in einer letzten lieblichen Klarheit, und den Himmeln wie auch jenen Herzen schien sie sich in Sogigkeit zu wandeln. Und die junge Frau gedachte jener anderen Stunde, da banges Bagen seine Worte hemmte. Jetzt sprach er oder Heßten lebzig, getragen von dem allgütigen Willen eines großen entzogenen Herzens. (Deutsch von E. Otten.)

war stets das Problem, in dem alle Aufgaben der Erziehung sich kristallisierten. Wie immer die Epochen der Geschichte der Pädagogik genannt werden mögen, ob es sich um die humanistische oder romantische oder rationale handelt, wie der Mensch ebennmäßig zu entwickeln sei, das war stets die Frage. Jede Zeit gab eine verschiedene Antwort, die, soweit sie nicht Anspruch auf ewige Gültigkeit machte, ihre volle Berechtigung hatte.

Die mannigfache Wandlung, die der Gedanke „Schule und Arbeit“ im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, ist vorzüglich dargestellt in dem unten genannten Buch, dessen Verfasser zu den besten Schulmännern des in Erziehungsfragen sehr weit vorgeschrittenen Schwedens gehört. Die kleine Schrift, die sich in der schwedischen und dänischen Fassung schon großer Beliebtheit erfreut, wird auch in den Ländern deutscher Zunge ein dankbares und nachdenkliches Publikum finden. Es richtet sich „an alle Eltern und Erzieher, Kinderfreunde und Menschenfreunde, daß sie in der Nähe und Höhe des Tages nicht vergessen, daß das Menschenleben mensichlich gelebt sein will.“

Vom Beispiel des Rogers Rooper Th. Washington ausgehend, der in seiner amerikanischen Rogerschulstadt Aufgabe ein interessantes Seitenstück zur Französischen geschaffen hat, zeigt er, wie von den primitivsten Anfängen der Kultur bis zu den tiefsten Denkern unserer Zeit Männern, wie Coriis, Auslin, Tolstoi und Kropotkin der Gedanke, daß alle wahre Erziehung stets eine Erziehung durch Arbeit zur Arbeit sei, immer wieder aufsteht und nach Verwirklichung drängt. Weiterhin wird hier dargestellt, wie jede Epoche der Pädagogik immer etwas Neues zu finden gloude und doch immer nur die verschiedenen Seiten des gleichen Grundproblems sah. So gibt das Buch eine köstliche Übersicht über die heute reisenden Gedanken, von deren Früchten zu ernten vielleicht schon der nächsten Generation beschieden sein wird. Dieses Buch gehört auch in die Hand jedes gebildeten Menschen, besonders in die Hand aller Eltern, denen die Sorge um das Fortkommen des eigenen Kindes die Fragen über die Bedeutung erzieherischer Fragen für die Allgemeinheit. Wie uns stets erst das historische Erleben die richtige Erkenntnis für das Wesen der uns umgebenden Lebensformen gibt, so wird die Frage nach der Schule der Zukunft, die eine Volksfrage von überwachender Bedeutung ist, erst dann eine Angelegenheit des ganzen Volkes werden, wenn die Geschichte des Erziehungswesens in ihren Grundzügen geistiges Eigentum aller Erziehenden geworden ist.

Es ist dann nicht auch das Wort „Arbeitschule“ seinen vollen Inhalt erhalten. Denn erst, wenn die Notwendigkeit einer Erziehung durch Arbeit zur Arbeit allgemeine Volkskenntnis geworden ist, wird die Kraft dieser neuen Schule stark genug sein, um ihr größtes Werk zu schaffen: die Schaffung einer neuen sozialen Sittlichkeit.

Denn es ist klar: eine Arbeitschule muß die heutigen Verhältnissen von Arbeit und Arbeiter von Grund auf umschaffen. Leht und die Schule, daß wir alle Arbeiter sind, und daß die Arbeit etwas Ideelles ist, so wird eine zukünftige Generation ein bedeutend bereinigtes soziales Empfinden ihr eigen nennen dürfen als es uns heutzutage ist. Hier mündet das Problem der Jugend-erziehung in das unerschöpfliche der Volkserziehung: aus einer neuen Jugend wird ein neues Volk. Ein Volk von Arbeitern — das Wort in seinem hehrsten Sinne genommen. Diefem neuen Gedanken von der Heiligkeit der Arbeit wird die Zukunft gehören.

So wächst aus der praktischen Uebung von der „humanistischen“ Schule der Vorritt eines neuen Humanismus empor. Erziehung durch Arbeit zur Arbeit — das kann am Ende nur Erziehung zu erhöhtem Menschentum bedeuten. E. Kästel.

Billige Bücher.

Mehr noch als sonst wird in diesem Jahre das Buch als Weisheitsgegenstand in Frage kommen. Die Schwierigkeit der Material- und Arbeitsverhältnisse im Druckgewerbe macht sich zwar in der Bewertung der Produktion sehr fühlbar. Die Zahl der Neuerscheinungen ist nicht so erhellend, und Vergessenes kann jedoch nicht wieder erlösen. Auch sind die Preise gestiegen. Aber die Kaufkraft des Publikums war nie so groß. Es gibt sogar Leute, die jetzt richtig Bücher „kannern“, besonders Lederbände und Luxusdrucke. Man staunt darüber, was plötzlich alles „geht“.

Aber auch das billige Buch findet sein Publikum, und da soll wieder einmal auf die schönen Sammlungen hingewiesen werden, die wir haben. Zuerst natürlich auf die Insel-Bücher. Von der Plamette, die zuerst erschien, wurde schon gesprochen. Jetzt liegen zwölf neue Bändchen vor. Da sind Vorträge deutscher Männer von Hanke, Richtiges Abhandlung über den geschlossenen Handelsstaat, Familienbriefe Luthers, ein Neudruck von Eidenborffs „Taugenichts“ mit Titel von Emil Pretorius, Rants Traktat über den ewigen Frieden, mit einer Einführung von Heinrich Köhler. Schützbergers Reisebuch aus Vorderasien (1894—1925) erzählt von den abenteuerlichen Fahrten eines Münchener, zu den Heiden und erschließt uns in seiner naiven Darstellung ein Stück fremder Welt und Zeit. Ein anderes Bändchen bringt in köstlicher Verbielfältigung Holbeins Totentanz. Eine reizende Veröffentlichung sind die vierundzwanzig Sonette, die die Phonetik Louise Labé um 1560 dichtete, und die Kaiserin Maria Theresia übertrug, ein Gegenstück zu den leidenschaftlichen Briefen einer portugiesischen Nonne, die Hüße gleichfalls übertrug. Dskar Wildes erschütternde „Ballade vom Judthaus zu Neading“ hat in Albrecht Schaeffer einen neuen Dolmetsch gefunden, und zwar einen ganz vorzüglichen. Von Richard Dehmel erscheint ein „Kriegsbrevier“, in dem der Dichter seine im Felde entstandenen Gedichte sammelt.

Neben den Inselbüchern ging regelmäßig weiter die billige Romanbibliothek des Verlages E. Fischer, Berlin. Fast alle guten Namen der Gegenwart sind hier vertreten, Ausländer und Deutsche: Th. Mann, die Lagerlöf, Hansun, Wang, Jesse, Strouß, Fr. Guck, Woffermann usw. Unter den Bändchen des letzten Jahres verzeichnet man mit der größten Freude Anut Hansuns „Pan“, diese merkwürdige sensible Geschichte von dem Waldmännchen Leutnant Glahn, ein Buch unvergänglich vor allem durch die wunderbare Schilderung des Naturwebens.

Auch an die Sammlung Kiepenheuer muß wieder erinnert werden. Sie bringt mit Vorliebe Selteneren für einen mehr liebhabereichen Geschmack. Vor allem auf die Romantiker hat sie ein Auge. Von neuen Bändchen erschienen eine Auswahl aus Jean Paul, das anmutig phantastische, bürgerlich-romantische Wädelin aus dem Vormärz „Prinz Kola Stramin“ von Koch-Hellmer, mit seinen vergnüglichen, Begeben verbreitenden Bildauschnitten aus der Wiedererweckung, und der antike Roman von Daphnis und Chloë. Besonders dank verdient eine Auswahl aus den Werken des unglücklichen Sturm- und Dranggenossen J. M. R. Lenz, die ein gutes, abgerundetes Bild dieses Vergessenen gibt. Auch Gogols „Ukrainische Geschichten“ sind hervorzuheben.

Auch der Verlag Langen in München hat jetzt eine Roman-Sammlung. Sie bringt, neben Novellenbändchen von Hansun, Eidenborff, Lagerlöf, leichter, vielfach amilante Unterhaltung. Ein paar Namen sind Hand von Wolpogen, die munter-keck Gräfin Reventlow, der Satiriker Peter Scher, der idarfe Pindolose Castil, Bruno Franz, Soha usw. Der gleiche Verlag veranstaltet auch gebundene Auswahlbände (zu 8 M.), die W. v. Molo ausgewählt und besprochen hat. Es liegen solche vor von Lagerlöf, Hansun und Ludwig Thoma — jeder in seiner Art den Erzähler vortrefflich charakterisierend und ein delles Bild von ihm gebend.

Ein Unternehmen, dessen hier noch nicht gedacht wurde, sind die von Feint. Gschel bei Morawe u. Schweiß, Berlin herausgegebenen Nordlandbücher. Namen: Björnson, Strindberg, Lagerlöf, Galsström; daneben unbelanntere wie Winesen, All. Peter Egg, Ederbera. Ein feiner zarter Dichter ist Sigbjörn Odskjelder, dessen Tagebuch eines Wärders“ sehr empfohlen sei. Ein köstliches, übermütiges Wädelin ist Berni Lies Jungelienegeschichte „Peter Kapoleon“. Eine Uebersetzung von Jacobiens Gedichten von Swellenberg verdient Lob. Derselbe Verlag bringt auch eine entzückende Goethe-Ausgabe, den Originaldrucken in Papier, Type und Einband nachgebildet. Der Band

kostet 2 M. Ein schönes Geschenk für Freunde geschmackvoll ausgestatteter Bücher.

Die billigen Klassiker Ausgaben des Vorwärtsverlages und die Vorwärtsbibliothek (zuletzt vermehrt um die literarisch wertvollen Kriegsgeschichten „Hergen im Kriege“ und Neuenhagens gern gefundene Jurisprudenz) haben auf der Seite jedes Arbeiters, der seine Bücherernte vermehren will.

Zum Schluß sei zum wiederholten Male auf die Sammlungen des Verlages Langewiesche-Brandt in München-Ebenhausen hingewiesen. Sie bieten viel, seien es Auswahlen von Dichtern, Memoiren oder historische Zusammenstellungen, wie der Lutherband von Tim Klein oder die Bände die Befreiung (1813) oder der Vorkampf (1808) von demselben Verfasser. Nur sind die Anthologien: Die beiden Lyrikbände „Die Grute“ von Wil. Vesper und die Bücher von Wilhelm Scholz: das Waldenbuch und der deutsche Erzähler, das Prachtstück epischer Kunst veremigt.

An billigen illustrierten Büchern ist nicht allzubiel Neues aufzuführen. Auf allgemeines Interesse dürfte „Die Welt des Islams“, Länder und Menschen von Karoffo bis Persien, ein Bilderwerk in Großquart mit 200 Photos (Landschafts- und Städtebilder, Volkstypen und -trachten, Sitten und Gebräuchen mit sachlichen Erläuterungen von Dr. W. Schulz) rechnen. (Kosmos-Verlag, München, broschiert 2,50 M.) Wie das früher vom gleichen Verlag herausgegebene „Alt-Indien“ — eine vortreffliche, hervorragend illustrierte, billige Einführung.

Die neuen Bücher des Verlages Karl Robert Langewiesche haben sich auch in der Arbeiterschaft immer mehr Freunde erworben. Sie bieten ersichtlich preiswert (1,50 M. der Band) reichliches Anschauungsmaterial zur deutschen Kunstgeschichte (Dome, Gänge, Wäpgerbauten) und Heimatkunde. In diesem Jahr ist hinzugekommen Karl Schefflers Bildnisse-Auswahl aus drei Jahrhunderten der alten deutschen und niederländischen Malerei — recht geeignet, sich in Kunst- und Malereibetrachtung zu vertiefen.

A. Henschel: Kinder und Käuze, Kunterbunt (Julius Hoffmann, Stuttgart). Es war eine gute Idee, diese humorvollen und munteren Skizzen des oft verachtemen Frankfurter Künstlers wieder in Umlauf zu bringen. Er ist wie kaum einer seiner Generation lebendig geblieben. Seine frohhaften Bilder aus dem Epochenleben von damals, seine lobenswürdigen Darstellungen der Kinderwelt machen ihn noch heute bei jung und alt beliebt.

Das Kinderbuch ist dieses Jahr, wie es scheint, ganz zu kurz gekommen. Reichhaltiger ist dagegen die verständliche naturwissenschaftliche Literatur. Auf ein paar gute Bücher des Verlages Quelle u. Meyer in Leipzig, dessen geliebte Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ seinen niedrigen Preis von 1,25 M. nicht erhöht hat, sei wenigstens kurz hingewiesen. Ein wirklich guter, sachmännlich behandelnder und biologisch orientierter Ratgeber ist die „Hausliche Pflanzenpflege“ von Paul F. Schulz, der jetzt in 2. Auflage vorliegt (Preis geb. 1,50 M.). Karabohs „Naturgeschichte einer Kerze“, eine der besten Einführungen in ein abgelegenes Naturstudium, ist eben in 6. Auflage erschienen (geb. 2,00 M.). Für den Vogelkrieger ist unentbehrlich Professor A. Voigts „Exkursbuch zum Studium der Vogelstimmen“, in vielfacher Erprobung und immer neuen Auflagen bewährt. Zum Beobachten von Tieren und Pflanzen in freier Natur trefflich geeignet ist Prof. Rabes „Hinaus in die Ferne“, ein rechter Wanderfreund und Naturanreger (geb. 3,30 M.).

Volksbühne: „Blutopfer“.

In diesen Tagen bestigter Friedenssehnsucht konnte es gewagt erscheinen, noch mit einem Kriegsdrama zu kommen. Georg Reize unternahm dies Wagnis demnach. Ja, ließ sich entgegen sein „Blutopfer“ ist doch kein Kriegsdrama, weder im herberstehenden noch im verdamnenden Sinne. Der Krieg bildet nur die Note für die Handlung, durch die recht eigentlich eine uralte Gassenwahrheit zutage kommt — daß Jugend, Leidenschaft in Haß oder Liebe kein anderes Geis über sich duldet. Daraus folgt, daß sich das vorgerückte Alter still mit dem Vergicht auf ein spätes Herzenglied bescheidet — also „Blutopfer“ bringt, so oder so.

Ueber diese Materie denkt der sprühendste Mitternachtsbesitzer v. Stutterheim ganz anders. Er, trotz seiner fünfzig Jahre eine elastische Kraftnatur, gefeßt sich die zwanzigjährige Bahirentodter Annemarie zur zweiten Gattin. Drei erwachsene Söhne — zwei tragen bereits den Offiziersrock gleich dem Vater — protestieren dagegen. Sehr ergötzlich besonders Heinrich, der jüngste, „Brüderlein“ genannte. Jugend gehöre zu Jugend, Annemarie müßte zu ihnen. Pfitterweise bricht der Krieg aus; Kaiserin überflutet die preussischen Grenzbezirke und wenige Stunden nach vollzogener Trauung wird Hauptmann Stutterheim ins Feld zu seiner Batterie abkommandiert. Da auch die beiden Söhne fort müssen, muß eben „Brüderlein“ dabeim den Vater vertreten. Das war nicht wohlgetan. Ohne das Hineinbezogen des Krieges wäre zweifellos eine ziemlich langweilige und sentimentale Liebesepiöde mit tragikomischem Ausklang daraus geworden. Das Kriegsdrama bedeutete demnach für den Dichter die wirksame Umrahmung. Selbstverständlich tut der satirische Einfall bei Stutterheims seine heabsichtigte Wirkung. Deswegen die Geburtsstunde der Offiziere der Stutterheimischen Batterie brauchen im Gedächtnisstand und der militärische Schluck mit der Volung des Anotens: — Freigabe Annemaries an das geliebte „Brüderlein“. Daß dieser Sohn auch geopfert werden würde, dürfte, weil man es so kommen ließ, als zweiter technischer Fehler des Dramas zu erachten sein. Bleibt übrig: manche mit Sinnenricht, wenn auch mit weniger Tiefe entwickelte Szene, manch trefflicher Beobachtung und kluges Wort.

Mit Eduard v. Winterstein's kräftiger, eindringlicher Darstellung des Stutterheim (Vater) stand wohl das Glück. Paul Horimann als „Brüderlein“, in kleineren Charakterdarungen Fritz Richard (vorzüglicher Jude), Friedrich Kühne (Pallor), Robert Hartmann, Sophie Bogay und Siegmund Rumberg halfen wacker mit, während Maria Leiso der Annemarie nur sehr ungleich beilam. Die Spielleistungen der Vertreter aller sonstigen, zahlreich in die Handlung gestellten Volkstypen, Offiziere usw. blieben zumeist unter Durchschnittsniveau. e. k.

Notizen.

— Die Arbeiterdichter Bröger, Reich und Barisch kommen jeder mit einem neuen Gedichtbande bei Eugen Diederichs in Jena heraus. Heinrich Reich nennt seine Sammlung Deutschland, Lieber und Gesänge von Volk und Vaterland. Wie er als religionsbewegter Dichter auch ein treuer Laßungsführer ist, zeigt sein Gedacht an Barisch an der Spitze dieses Blattes.

— Vorträge. Im Institut für Neereskunde spricht Dienstag Prof. Otto Meier über Amerika im Kriege. — In der Urania bis Donnerstag täglich „Tier und Mensch in der Wildnis“. Freitag und Sonnabend hält Dr. Goerke einen Vortrag über „Jerusalem, Eindrücke und Erinnerungen“. — Treptow-Sternwarte. Dienstag, 7 Uhr, Dr. Brähenbold: „Unsere Erde als Planet“.

— Musikchronik. Sonntagabend, 7 1/2 Uhr, Beethoven-Abend des Mithras-Orchesters. — Hausgeger führt für die Mitglieder des Verbandes der freien Volksbühnen am 30. Dez. und 1. Jan. in der Philharmonie Beethovens IX. Sinfonie mit dem Berliner Volkschor und Philharmonischen Orchester auf.

— Der unsterbliche Franzose. Eine uralte Geschichte erzählt der „Mercur de France“. Ein kleiner englischer Junge hatte infolge eines Sturzes Gedächtnis und Sprache verloren. Nach einem Monat fand er das Sprachvermögen wieder. Selbstam aber ist, daß der Junge, der niemals französisch gelernt hatte, jetzt noch französisch sprechen kann. Sein Großvater väterlicherseits war Franzose gewesen, aber der Vater ist in England geboren und kann kein französisches Wort. Die Mutter stammt aus einer alten englischen Familie. — Man braucht also nur auf den Kopf zu fallen, um die Fähigkeiten seiner Vorfahren auszuüben.